

„Capitain, aber Sie wollen doch unser Geschenk nicht verschmähen?“

„Oh, sicherlich nicht, denn der Papa König sagt, daß es einem Capitain nicht verboten ist, von seinem Regiment ein Ehrengeschenk anzunehmen! Was ist es denn?“

„Capitain, wir bringen Ihnen ein Dominospiel,“ sagte der kleine Offizier Palloy, welcher an der Spitze der Deputation stand. „Ein Dominospiel, das ganz und gar angefertigt ist aus den Trümmern der Bastille.“

Und indem er den aus schwarzem Marmor mit Goldbeschlägen angefertigten Kasten aus seiner Umhüllung emporhob, reichte er denselben dem Dauphin dar, und recitirte mit feierlicher Miene folgendes Quatrain:

Von jenem düstern Kerker, Frankreichs Schrecken,
Siehst Du die Trümmer hier als Spielzeug an,
Sie sollen Dir ein heiteres Lächeln wecken,
Und zeigen, was das Volk in Macht und Liebe kam.

(De ces affreux cachots, la terreur des Français,
Vous voyez les débris transformés en hochets;
Puissent-ils, en servant aux jeux de votre enfance,
Du peuple vous prouver l'amour et la puissance.) *

Armer kleiner Dauphin! Selbst indem man ihm hulbigen wollte, drohte man ihm, und das Geschenk, welches die Liebe dem königlichen Kinde darbrachte, war doch zugleich ein Geschenk der Revolution, welche damit den warnenden Finger aufhob und auf die Vergangenheit hindeutete, in welcher der Haß des Volkes jenen „finstern Kerker“ zerführte, der das Werkzeug der königlichen Macht gewesen!

Der Dauphin in seiner Kindlichkeit und Unschuld empfand nichts von dem Stachel, der, unbewußt den Geborn selber, in diesem Geschenk enthalten war. Er freute sich mit kindlicher Unbefangenheit der schönen Gabe, und ließ sich mit heiterer Theilnahme die Bedeutung des Spiels erklären. Alle diese Steine waren angefertigt aus der Kamineinfassung von schwarzem Marmor in dem Empfangssaal des Herrn von Delaunay, des Gouverneurs der Bastille, der von dem Volk von Paris ermordet ward. Auf der Rückseite jedes dieser Steine war ein goldener Buchstabe eingegraben, und wenn man diese Steine richtig aneinander reichte, bildeten sie die Inschrift: Vive le roi! Vive la reine et M. le Dauphin! Der Marmor des Kastens war geformt aus der Marmorplatte des Altars in der Kapelle der Bastille. In der Mitte befand sich jetzt ein goldenes Reliefbildniß.

„Das ist mein Papa König,“ rief der Dauphin freudig, indem er auf das Bild hindeutete.

„Ja wohl,“ sagte Palloy, der Anführer der kleinen Truppe. „Jeder von uns trägt ihn in seinem Herzen.

* Beauschéne: Louis XVII. Sa vie, son agonie etc. IV., pag. 325.

Gleich dem König werden Sie für das Glück Aller leben, und gleich ihm werden Sie der Abgott Frankreichs sein! Wir, die französischen Soldaten und Bürger der Zukunft, wir bringen Ihnen, dem Feldherrn und Könige der Zukunft unsere Huldbigung dar, als die zukünftigen Stützen unseres Thrones, der Ihnen bestimmt ist und den die Weisheit Ihres Vaters unter die unerschütterliche Macht der Geseze gestellt hat. Die Gabe, welche wir Ihnen darbringen, ist nur gering, aber Jeder von uns fügt die seines Herzens hinzu.“ *

„Und ich gebe Ihnen Allen dafür mein Herz,“ rief der Dauphin, freudig erregt, „und ich werde mich recht sehr bemühen, artig zu sein, und gut zu lernen, damit ich zur Belohnung mit meinem schönen Dominospiel mich amüsiren darf.“

Und indem der Dauphin seine großen blauen Augen mit einem zärtlichen Blick zu der Königin, welche neben ihm stand, empor hob, sagte er ihre Hand und zog sie an seine Lippen.

„Meine liebe Mama Königin,“ schmeichelte er, „nicht wahr, wenn ich einmal recht artig und fleißig gewesen bin, dann spielen wir Beide mit meinem Dominos?“

Ein schwermüthiges Lächeln umspielte die Lippen der Königin, und Niemand sah den scheuen, entsetzten Blick, welchen sie auf diesen Kasten heftete, der für sie nur das Denkmal eines fürchterlichen Tages war.

„Ja, mein Kind,“ sagte sie sanft, „wir wollen mit Deinem Dominos spielen, und wir werden oft damit spielen, denn Du wirst gewiß oft fleißig und artig sein!“

Sie gewann es über sich, mit freundlichen Worten den Knaben zu danken für dieses Geschenk, welches sie dem Dauphin dargebracht, freundlich und gelassen zu erscheinen, bis die Deputation, begleitet von dem König und dem Dauphin, sich entfernt hatte. Dann aber, als sie hinausgegangen waren, dann erstarb das Lächeln auf ihren Lippen, und mit einem Ausdruck tiefen Entsetzens deutete sie auf den Kasten hin.

„Bringt ihn fort, oh, bringt ihn fort,“ rief sie der Frau von Tourzel zu. „Es ist eine fürchterliche Mahnung an die Vergangenheit, eine entsetzliche Prophezeiung für die Zukunft. Die Steine der Bastille, welche das Volk zerstört hat, liegen in diesem Kasten! Und dieser Kasten steht er nicht aus wie ein Sarkophag? Und dieser Sarkophag trägt das Bildniß des Königs! Oh, Jammer und Schmach über uns Unglückselige, welchen die Gaben der Liebe selbst von den Erinnerungen des Hasses verdüstert werden, und denen keine Freude ohne bittere Wermuthstropfen zu Theil wird. Die Revolution sendet uns ihre Sturmvoegel und wir sollen sie für Tauben halten, die uns Delblätter bringen. Glaubt mir, ich schaue in die Zukunft, und ich sehe die Sündfluth, welche uns Alle verschlingen wird!“

* Die eigenen Worte des kleinen Offiziers. Siehe ebendaselbst.

19.

Der 20. Juni und der 10. August 1792.

Marie Antoinette hatte wohl Recht gehabt! Die Revolution schickte ihre Sturmvoegel aus gegen die Tuilerien. Sie schlugen mit ihren mächtigen Flügeln aus gegen die Fenster des Königsschlusses, sie zerkrachten und zerbrachen mit ihren Fängen die Blumen und Gesträuche des Tuileriengartens, daß die königliche Familie nicht mehr wagte, denselben zu betreten. Aber noch waren sie wenigstens nicht eingedrungen in das königliche Schloß, und im Innern ihrer Gemächer, bewacht von den National-Gardisten, war die Königin mindestens noch sicher vor den Insulten des Volkes.

Nein, auch dort nicht mehr, denn die Sturmvoegel der Revolution schlugen gegen die Fenster, und diese Fenster mußten doch zuweilen geöffnet werden, um ein wenig Sonnenglanz, ein wenig frische Luft einzulassen. Lange schon hatte Marie Antoinette ihre Spaziergänge im Tuileriengarten aufgegeben, denn das Volk, welches hinter dem Gitter des Parks stand, hatte sie mit Worten, mit Geberden, mit Zurufungen so vielfach beleidigt, daß sie es vorgezogen, diesen Spaziergängen für immer zu entsagen. Auch der König hatte, um den Beleidigungen des Pöbels zu entgehen, seine Spaziergänge aufgegeben, und bald war es dahin gekommen, daß man auch nicht mehr wagen durfte, den Dauphin in seinen kleinen Garten gehen zu lassen. Marat, Santerre, Danton und Robespierre, die großen Führer der Massen, hatten durch ihre Drohungen gegen die Royalisten, durch ihr Aufheben des Volkes dafür gesorgt, daß Niemand mehr wagte, sich dem Gärtchen des Prinzen zu nahen, um ihn zu begrüßen, und dem Sohne der Könige seine Ehrfurcht zu bezeugen. Das kleine Regiment Royal Dauphin hatte, um dem Hohn und Spott, dem Haß und der Verfolgung zu entgehen, sich nach wenigen Monaten schon wieder auflösen müssen, und um das Gitter, welches den Garten des Dauphins umgab, standen jetzt nur die Abgesandten der Revolutionsmänner, um den Dauphin, wenn er erschien, zu verhöhnen, und ihm wilde Verwünschungen gegen den König und die Königin zuzurufen.

Eines Tages, da ein wilder Haufe Weiber hinter dem Gitter stand, und wüthende Schimpfsworte gegen die Königin ausstieß, konnte der arme Dauphin seinen Schmerz, seine Empörung nicht unterdrücken. Mit glühenden Wangen, mit blinkenden Augen wandte er sich gegen die tobenden, kreisenden Weiber.

„Ihr lügt, oh, Ihr lügt,“ rief er mit zorniger Stimme. „Meine Mama Königin ist keine schlechte Frau, sie haßt das Volk nicht! Meine Mama Königin ist so gut, ach so gut, daß —“

Thränen erstiketen seine Stimme und flossen in hellen Bächen über seine Wangen nieder. Gleichsam beschämt über diesen Beweis seiner Schwäche stürzte der Dauphin aus seinem Garten fort, und eilte so rasch dem Schlosse zu, daß der Abbé Davout ihm kaum zu folgen vermochte. Weinend und schluchzend ging der Dauphin durch den Corridor hin, aber als sie die breite Treppe hinaufgegangen waren, und sich nun den Zimmern näherten, welche die Königin bewohnte, blieb der Dauphin stehen, unterdrückte sein Schluchzen, und trocknete hastig seine Augen.

„Ich will nicht mehr weinen,“ sagte er, „es würde Maman ängstigen. Ich bitte, Herr Abbé, sagen Sie Maman nichts, ich will mich auch bemühen, ganz fröhlich zu sein; denn das hat meine Mama Königin sehr gern. Zuweilen, wenn sie traurig ist und geweint hat, gebe ich mir den Anschein, als hätte ich es nicht bemerkt, und bin lustig und lache, und singe, und springe, und dann, Herr Abbé, wird das schöne Gesicht meiner Mama halb viel weniger traurig, und zuweilen hat sie zuletzt ein bißchen gelächelt. Also will ich auch heute wieder recht lustig sein, und sie nichts merken lassen! Man sieht es doch nicht, daß ich geweint habe?“

„Nein, mein Prinz, man sieht es nicht,“ erwiderte der Abbé, indem er mit tiefer Rührung in die großen blauen Augen schaute, welche der Dauphin mit einem fragenden Blick zu ihm aufschlug.

„Nun, so wollen wir ein wenig zu meiner Mama Königin gehen,“ rief der Dauphin, und er sprang vorwärts und öffnete lachend die Thür, die zu den innern Gemächern führte, und fragte, halb hinter der Portière verborgen, mit schäferndem Ton um Erlaubniß, bei Ihrer Majestät eintreten zu dürfen.

Marie Antoinette hieß ihn freudig willkommen, und öffnete ihm ihre Arme. Der Dauphin umschlang sie und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Augen und auf ihre Lippen.

„Du bist ja heute außerordentlich zärtlich, mein kleiner Louis Charles,“ sagte die Königin lächelnd. „Woher kommt das?“

„Das kommt daher, Mama,“ sagte das Kind, „daß ich Dir heute nichts Anderes zu geben habe, als meine Küsse. Nicht eine einzige Blume. Sie sind alle vertrocknet in meinem Garten, und er gefällt mir gar nicht mehr, und ich mag ihn gar nicht mehr leiden, denn es sind keine Bouquets mehr zu pflücken für meine liebe Mama Königin! Mama, da haßt Du mein Bouquet!“

Und er küßte und herzte die Königin auf's Neue, und machte, daß ihre Augen aufglänzten, und ein Lächeln ihre Lippen umspielte.

„Nun komm, mein Kind,“ sagte Marie Antoinette, „Du siehst wohl, der Herr Abbé wartet, und ich glaube, es ist Zeit, die Unterrichtsstunden zu beginnen. Was haben wir heute zuerst für eine Stunde?“

„Wir haben zuerst Grammatik, Majestät,“ erwiderte der Abbé, indem er die Bücher zurecht legte auf den kleinen Tisch, an welchem der Dauphin immer seine Unterrichtsstunden im Beisein der Königin empfing.

„Grammatik,“ rief der Dauphin. „Ich wollte, es wäre Geschichtsstunde, die liebe ich. Aber die Grammatikstunde, die verabscheue ich!“

„Das kommt daher, daß Sie darin häufig Fehler machen, Prinz,“ sagte der Abbé. „Die Grammatik ist freilich sehr schwer.“

Das Kind erröthete. „Oh, es ist nicht deshalb,“ rief er. „Ich fürchte mich nicht vor der Grammatik, weil sie schwer ist, sondern bloß, weil sie langweilig ist.“

„Und ich wette, daß Sie deshalb auch vergessen haben, was wir in der vorigen Stunde durchgenommen. Wir sprachen von den drei Comparativen. Aber Sie werden dieselben nicht mehr wissen.“

„Sie irren sich, Herr Abbé,“ sagte der Dauphin lächelnd. „Zum Beweise hören Sie. Wenn ich sage: „mein Abbé ist ein guter Abbé,“ so ist das der Positiv. Wenn ich sage: „mein Abbé ist besser als ein anderer Abbé,“ so ist das der Comparativ. Und,“ fuhr er fort, indem er seine Augen mit dem Ausdruck imiger Zärtlichkeit der Königin zuwandte, „und der Superlativ ist, wenn ich sage: „Meine Mama ist die liebteste und die beste von allen Maman's.““

Die Königin zog den Knaben an ihr Herz, und indem sie ihn küßte, fielen ihre Thränen nieder auf sein blondes Lockenhaar.

Am andern Tage, zur Zeit seines gewöhnlichen Spazierganges, trat die Königin in das Gemach des Dauphins ein, um ihn zu begrüßen, bevor er in den Garten hinabginge.

„Mama, ich bitte um Erlaubniß, hier bleiben zu können,“ sagte der Dauphin. „Mein Garten gefällt mir nicht mehr.“

„Warum nicht, mein Sohn?“ fragte Marie Antoinette. „Ist Dir etwas geschehen?“

„Ja, Mama,“ sagte der Dauphin, „ja, mir ist etwas geschehen. Es stehen immer so viel böse Leute um das Gitter, und sehen mich mit so bösen Augen an, daß ich mich vor ihnen fürchte, und sprechen so häßliche Dinge und schimpfen und schelten so sehr!“

„Schimpfen und schelten auf Deine Mutter, nicht wahr, mein Kind?“

„Oh nein, meine liebe Mama,“ rief der Knabe eifrig, „sie schelten nicht auf Dich! Wie sollten sie auch, Du bist ja so gut! Sie schimpfen und schelten auf mich, und lachen mich aus, und sagen, ich sei ein dummes Junge, ein Bäckerjunge, der es doch nicht versteht, ein Brot zu machen, und nennen mich einen

* Die eigenen Worte des Dauphins. Siehe: Beauschéne: Louis XVII. Vol. I. pag. 133.

Affen! Das ärgert mich, und thut mir weh, und wenn ich dann anfangen zu weinen, so schäme ich mich über mich selber, denn ich weiß wohl, daß es sehr dumm ist vor den Menschen, die uns Böses anthun wollen, zu weinen. Aber ich bin noch so ein armer, kleiner Junge, und meine Thränen sind viel mächtiger als ich. Deshalb bitte ich Dich, Mama Königin, erlaube, daß ich nicht mehr in den Garten hinabgehe. Moufflet und ich, wir spielen viel lieber hier oben in meinem Zimmer. Komm' her, Moufflet, mache Dein Compliment vor der Königin, und salutire wie ein ordentlicher Grenadier.“

Und er sagte lachend den kleinen Hund bei den Vorderpfoten, richtete ihn auf, und vor ihm auf den Knien liegend hob er drohend und gebietend die Hand auf gegen Moufflet, der mit höchst ehrbarer Miene aufrecht saß und die Vorderpfoten niederhängen ließ.

Die Königin blickte freundlichst nieder auf die liebliche Gruppe, und lachte laut auf, als der Dauphin, immer dem Hunde drohend, daß er ruhig sitzen bleiben solle, sich jetzt erhob, auf den Behen zu dem Tisch hinflog, eine spitze Mütze von Papier holte, die er vorher angefertigt, und mit rothen Streifen bemalt hatte, und sie dem kleinen Hunde auf den Kopf setzte, indem er ausrief: „Mein Herr Jacobiner, hübsch ehrbar! Salutiren Sie vor Ihrer Majestät der Königin!“

Seit diesem Tage ging der Dauphin nicht mehr hinunter in seinen Garten, und der Tuilerienpark war jetzt das ausschließliche Eigenthum des Volkes, das mit wildem Ungestüm von demselben Besitz nahm.

Die Lieder der Revolution, die wilden Verwünschungen des Königshasses, das rauhe Lachen und Brüllen des Pöbels, das waren die Sturmzüge, welche jetzt an die Fenster der königlichen Gemächer schlugen.

Marie Antoinette hatte nun in ihren Leiden nur noch eine Zerstreung, das war die schriftliche Unterhaltung mit ihren fernern Freunden, mit der Herzogin von Polignac vor allen Dingen. Zuweilen bot sich auch eine glückliche Gelegenheit dar, um irgend einem Ergebenen, einem Fremden, der sich bei Hofe vorstellen ließ, auf dessen Treue man rechnen durfte, einen Brief zur Beförderung zu übergeben, und Marie Antoinette hatte dann mindestens die traurige Gemüthsruhe, der Freundin Klagen zu können, was sie litt, ohne fürchten zu müssen, daß diese Klage von ihren Feinden und ihren Aufsehern gelesen werde, wie dies bei allen Briefen geschah, welche mit der Post abgehandelt wurden.

Einer dieser Briefe an die Herzogin von Polignac, den die Geschichte aufbewahrt hat, giebt ein treues und bewegtes Bild von den Leiden und Schmerzen der Königin. Er lautet in der Uebersetzung:

„Ich kann dem Vergnügen nicht widerstehen, Sie zu umarmen, mein liebes Herz, aber es kann nur eilig geschehen, denn die Gelegenheit, welche sich darbietet, ist plötzlich; aber sie ist sicher und sie wird dies Wort mit einem großen, für Sie bestimmten Packet befördern.

Wir werden wie Verbrecher bewacht, und dieser Zwang ist in Wahrheit fürchterlich schwer zu ertragen! Unausgeprochen für die Seinigen fürchten zu müssen, sich nicht einem Fenster nähern zu können, ohne von Insulten überschüttet zu werden, die armen Kinder nicht mehr an die Luft führen zu können, ohne diese lieben Unschuldsigen Beschimpfungen auszusetzen, welche eine Lage ist das, mein theures Herz! Und wenn man wenigstens nur seinen eigenen Kummer hätte, aber auch für den König zittern zu müssen, für Alles, was Einem das Liebste auf der Welt ist, für die anwesenden Freunde, das ist eine zu schwer erträgliche Last. Aber, ich habe es Ihnen schon gesagt, Ihr Andern, Ihr richtet mich auf. Adieu, mein theures Herz, hoffen wir auf Gott, der in unsere Gewissen sieht, und der weiß, ob wir nicht besetzt sind von der wahrhaftigsten Liebe für dieses Land. Ich umarme Sie. Marie Antoinette.“

„Nachschreift: Der König tritt eben ein, und will ein Wort hinzusetzen.“

„Ich will Ihnen nur sagen, Frau Herzogin, daß Sie hier nicht vergessen sind, daß man hier bedauert, so wenig Briefe von Ihnen zu erhalten, und daß, ob naß oder fern, Sie und die Ihrigen immer geliebt sind. Louis.“

„Nicht mehr am Fenster sich zeigen zu können, ohne von Insulten überschüttet zu werden,“ klagte die Königin in diesem Briefe! Ach, selbst bis in die Tiefe ihres Gemaches folgten ihr diese Insulten! Selbst wenn sie sich bis in den Hintergrund zurückzog, vernahm sie die Beschimpfungen, die mit donnernder Stimme unter ihren Fenstern ausgehriert wurden, vernahm sie, wie man dem höhnen und lachenden Volk die Libelle anpries, welche man verkaufte als „das Leben Marie Antoinette's,“ wie man aus demselben mit jubelnder Stimme die schändlichen Beschuldigungen verlas, die eine giftige Feder gegen sie ausgehriert.

Zuweilen übermannte sie der Zorn, und ihre Augen blickten auf, ihre Gestalt richtete sich empor, und die Märtyrerin verwandelte sich einen Moment wieder in die stolze, gebietende Königin.

„Ich will dies nicht ertragen,“ rief sie, indem sie mit großen Schritten auf- und abging. „Ich will zu ihnen sprechen, sie sollen mich nicht beschimpfen, ohne meine Rechtfertigung zu vernehmen. Ja, ich will hinunter gehen, und mit diesen Leuten reden, welche mich eine Fremde, eine Ausländerin nennen. Ich will ihnen sagen: Franzosen, man hat die Grausamkeit gehabt, Euch zu sagen, daß ich Frankreich nicht liebe, ich, die Mutter eines Dauphins, ich!“

Aber dann auf einmal erlosch ihre Stimme in Thränen, und sie flüchtete in das äußerste Ende des Ge-

* Beauschéne: Louis XVII. Vol. I., pag. 143.

† Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Campan, Mémoires II.

maches, fiel schluchzend auf ihre Knie und hielt ihre beiden Hände vor ihre Ohren, um nur nicht die fürchterlichen Beschimpfungen zu vernehmen, welche von unten her zu ihren Fenstern herauf schlugen.

So unter täglich sich erneuernden Qualen gingen die Monate dahin. Die Königin hoffte Nichts mehr! Sie hatte Alles aufgegeben, selbst die Hoffnung auf ein ehrenvolles Ende, auf einen Tod, wie er Königen ziemt, stolz und würdig, unter den Trümmern des Palastes, den der Zorn des empörten Volkes zerschmettert. Sie wußte, daß der König sich nicht ausschwingen würde zu dem Muthe solchen Todes, daß seine Schwäche sich allen Demüthigungen beugen, seine Gutmüthigkeit allen strengen Maßregeln, die vielleicht noch Hülfe bringen könnten, widerstehen würde. Sie hatte vergeblich versucht ihm einzulösen von ihrem Muth und ihrer Entschlossenheit. Ludwig war ein guter Mensch, aber ein schlechter König, er war nicht dazu geschaffen, um zu herrschen und zu regieren, sondern nur, um auf sein Haupt die Sünden seiner Väter zu nehmen, um als Opfer zu fallen für die Verbrechen, welche seine Vorfahren begangen, und durch welche sie den Zorn des Volkes heraufbeschworen als die ewig waltende göttliche Nemesis.

Das fühlte, das wußte die Königin, und dieses Wissen legte sich wie ein Trauerfleier über ihr ganzes Denken und Sein, und erfüllte sie zuweilen mit dumpfer Resignation, zuweilen mit zornigem Schmerz.

„Ich bin es zufrieden, daß wir die Opfer sein müssen,“ rief sie händeringend, aber ich kann's nicht ertragen, zu denken, daß auch meine Kinder gestraft werden sollen für das, was sie nicht verbrochen haben!“

Dieser Gedanke an ihre Kinder, das war die Säule, an welcher die Königin sich immer wieder aufrichtete, wenn die Dual des täglichen Lebens sie zu Boden schleuderte! Sie wollte, sie mußte leben für ihre Kinder! Sie mußte, so lange noch ein Athemzug in ihr war, alle ihre Kräfte darauf verwenden, mindestens für ihren Sohn, für den Dauphin, diese Krone zu erhalten, unter deren Last sein Vater zusammenbrach! Nichts mehr wollte sie für sich, Alles nur für ihren Sohn!

Es gab noch treue Freunde, welche die Königin retten wollten. Heimliche Botschaft kam zu ihr, daß Alles zu ihrer Flucht vorbereitet sei. Gegen sie zu meist war ja die Volkswuth gerichtet, ihr Leben zuerst war ja bedroht. Zwei Mal schon hatte man den Versuch gemacht, die Königin zu ermorden, und gegen sie richteten sich alle die wüthenden Beschuldigungen des Volkes. Deshalb wollten die Freunde vor allen Dingen die Königin retten! Alles war vorbereitet zu ihrer Flucht, überall erwarteten sie Freunde, treu ergebene Diener, welche sie sicher durch Frankreich geleiten sollten bis zur Grenze, wo die Abgesandten des Kaisers Franz, ihres Neffen, sie erwarteten. Der Plan war mit größter Umsicht angelegt, es fehlte nichts, als die Einwilligung der Königin, um ihn zur Ausführung zu brin-



gen und die Königin vor dem sicheren Verderben zu retten.

Aber Marie Antoinette verweigerte ihre Zustimmung.

„An meinem eigenen Leben ist mir nichts gelegen,“ sagte sie. „Ich weiß, daß ich sterben muß, und bin gefaßt darauf. Wenn der König und meine Kinder nicht mit mir fliehen können, dann bleibe auch ich, denn mein Platz ist an der Seite meines Gemahls und meiner Kinder!“

Zuletzt fand der König selbst, befeuert von dem Muth, der Energie seiner Gemahlin, noch einmal die Kraft, sich aufzulehnen gegen die Decrete und Machtprüche der gesetzgebenden Versammlung. Sie hatte zwei neue Decrete erlassen, sie hatte erstens die Deportation aller Priester aus den Grenzen Frankreichs beschlossen, und zweitens die Bildung eines Lagers von zwanzigtausend Mann an der Rheingrenze und die Ausrückung aller Emigrirten, das Aussprechen der Todesstrafe über alle diejenigen, welche im Auslande weilten, und mit den Waffen in der Hand gegen ihr eigenes Vaterland zum Kampfe heranziehen möchten.

Diesen beiden Decreten verweigerte Ludwig seine Sanction, gegen diese beiden Decrete legte er am zwanzigsten Juni 1792 sein Veto ein.

Das Volk, welches draußen vor den Pforten der National-Versammlung in ungeheuren Massen lagerte, und unter denen die Emisnaire der Revolution thätig gewesen, das Volk empfing die Nachricht von dem Veto des Königs mit einem ungeheuren Wuthgeschrei. Die Sturmvoegel der Revolution flogen durch die Straßen, und riefen es in alle Häuser hinein: Das Vaterland ist in Gefahr! Der König hat sich mit dem Auslande verbündet! Die Oesterreicherin will die Armeen Oesterreichs gegen Frankreich rufen, und darum hat der König sein Veto einlegen müssen gegen das Decret, welches die Vaterlandsverräter verurtheilt. Fluch über die Oesterreicherin! Fluch über Herrn Veto! Nieder mit Madame Veto! Das ist heute für die Männer der Revolution die Parole: Fluch über Herrn Veto! Nieder mit Madame Veto!

Die Parole rollte wie ein Donner durch alle Straßen, in alle Häuser hinein, und während die Gutgesinnten in der Stille ihrer verschlossenen Gemächer den König preisen, daß er den Muth gehabt, die Priester und die Emigrirten zu beschützen, brüllten die Uebelgesinnten ihre Flüche, ihre Verwünschungen laut durch alle Straßen aus, und rufen den Vöbel auf zur Rache gegen Herrn und Madame Veto!

Niemand wehrte ihm! Die National-Versammlung ließ Alles ruhig geschehen, sie wartete mit vollkommener Gelassenheit, was der gerechte „Zorn des Volkes“ zu thun beschloffen habe.

Ungeheure Massen heulenden, schreienden Volkes wälzten sich am Nachmittage des zwanzigsten Juni zu den Tuilerien heran, in denen nichts zur Vertheidigung

des Schlosses geschehen war, wo nicht einmal die großen Thore von Nationalgardisten an diesem Tage bewacht waren. Der König befahl daher, daß man die großen Thore öffnete, und das Volk ungehindert einlassen sollte.

In einer Viertelstunde waren alle Treppen, alle Corridore, alle Gemächer von der brüllenden heulenden Volksmenge eingenommen; nur das Zimmer des Königs war verschlossen, und in diesem Zimmer, umgeben von einigen Getreuen, befand sich die königliche Familie. Der König saß und ruhig, wie immer, die Königin, bleich entschlossen, ohne Klage, Madame Elisabeth mit gefalteten Händen, betend, die beiden Kinder eng an einander gedrückt, leise weinend und doch ihr Schluchzen unterdrückend, weil die Königin mit leisem Schmeichelwort ihnen geboten, sich still zu verhalten.

Eine kleine Anzahl getreuer Diener füllte den Hintergrund des Gemaches und horchte mit angehaltenem Athem auf die Artschläge, mit welchen die wüthende Menge die Thüren erbrach und auf das immer näher sich heranwühlende Geheul der Wüthenden.

Endlich war eine Abtheilung der Nationalgarde im Schlosse angelangt, zu spät, um das Volk daraus zu vertreiben, aber vielleicht doch noch früh genug, um die königliche Familie zu beschützen.

Die Thüre des königlichen Gemaches ward für den zweiten Commandanten der Nationalgarde, Herrn Acloque, geöffnet. Er stürzte herein, und vor dem Könige niederknieend, beschwor er ihn mit Thränen in den Augen, sich dem Volk zu zeigen, durch seine Gegenwart die Wüthenden zu beruhigen.

Bei diesem Anblick vermochten die beiden Kinder ihre Angst, ihr Entsetzen nicht mehr zu unterdrücken. Der Dauphin brach in lautes Klagen und Weinen aus, er klammerte sich in Todesangst an das Kleid seiner Mutter, er bat sie mit Jammertönen, ihn fortzuführen, mit ihm in sein Zimmer zu gehen!

Marie Antoinette neigte sich zu ihm auf ihre Knie nieder, schloß in einer Umarmung den jammern den Knaben, die still weinende Tochter an ihr Herz, und flüsterte ihnen Worte des Trostes, der Beruhigung ins Ohr.

Während die Mutter ihre Kinder tröstete, hatte Ludwig, dem Flehen Acloque's nachgebend, das Zimmer verlassen, um sich dem Volke zu zeigen. Madame Elisabeth, seine Schwester, war ihm gefolgt, über den Corridor nach dem großen Saal, mitten hinein in das wüthende Menschengedränge, welches den angrenzenden Saal anfüllte, das bald sie von dem König trennte, der weiter vorwärts in den Saal hinein.

Gestossen, gezerrt von allen Seiten, konnte Madame Elisabeth dem König nicht folgen und war jetzt allein in dem Gedränge, nur begleitet von ihrem Stallmeister, Herrn Saint Pardour. Bewaffnete Männer drängten sich um die Prinzessin, wüthendes Geschrei umgab sie.

„Seht da, die Oesterreicherin!“ — Und sofort richteten sich alle Piken, alle Gewehre gegen die Prinzessin.

„Am Gotteswillen,“ schreit Herr von Saint Pardour, „was wollt Ihr thun! Dies ist nicht die Königin!“

„Warum enttäuschen Sie sie?“ fragte Madame Elisabeth. „Ihr Irrthum konnte die Königin retten?“

Und indem sie eins dieser Bajonette, welches sich gegen ihre Brust richtete, zurück stieß, sagte sie sanft: „Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr. Sie könnten Jemand verwunden, und ich bin überzeugt, daß es Ihnen leid thun würde.“

Dann schritt sie vorwärts durch die Reihen dieser Leute, die, von Ehrfurcht ergriffen, ihr einen Weg frei ließen zu dem König hin. Er stand in der Mitte des Saals, umringt von einer Schaar, die ihn mit wilden Verwünschungen bedrohte. Einer von diesen Wüthenden drängte sich, während die Andern schrien, man müsse die ganze königliche Familie erwürgen, dicht zu dem König heran mit einer Flasche und einem Glase und indem er das Glas füllte, reichte er es dem König dar, und befahl ihm zu trinken auf das Wohl der Nation.

Der König nahm ruhig das Glas. „Die Nation muß wissen, daß ich sie liebe,“ sagte er, „denn ich habe ihr viele Opfer gebracht. Aus Herzensgrund trinke ich auf ihre Gesundheit!“

Und trotz der warnenden Zurufe seiner Getreuen, sekte er das Glas an seine Lippen und leerte es.

Die Menge brüllte laut auf vor Entzücken, und dieses Gebrüll ward von außen erwidert durch das Geschrei des blutigierigen Pöbels: „Wann werdet Ihr uns die Köpfe des Königs und der Königin herunter schmeißen?“

Der Königin war es indessen gelungen, den weinenden Dauphin zu beruhigen. Sie richtete sich auf, und da sie sah, daß der König hinausgegangen war, stürzte auch sie her Ausgangsthüre zu.

Ihre Getreuen versperren ihr den Weg; sie erinnern sie daran, daß sie nicht bloß Königin, daß sie auch Mutter ist, sie beschwören sie mit Thränen, der Klugheit Gehör zu geben, nicht vergeblich sich in Gefahr zu begeben, und dadurch die Gefahr des Königs noch zu vermehren.

„Niemand soll mich verhindern, zu thun, was meine Pflicht ist,“ ruft die Königin. „Gebt die Thür frei.“

Aber die Getreuen lassen sich nicht zurückdrängen, sie trotzen selbst dem Zorn der Königin. Durch eine andre Thür kommen jetzt einige Nationalgardisten und beruhigen Marie Antoinette, indem sie versichern, daß das Leben des Königs nicht bedroht ist.

Inzwischen nähert sich das Loben und Schreien mehr und mehr, Todesgeschrei und Wuthgebrüll tönt vom

Saale der Gardes daher, die Thüren werden aufgerissen und das Volk wälzt sich in ungeheuren Massen, wie die vom Sturm gepeitschten Wogen des brüllenden Meeres heran. Die Nationalgardisten rollen einen Tisch vor die Königin und ihre Kinder, und stellen sich zu ihrer Vertheidigung zu beiden Seiten auf.

Nur ein Stück Holz trennt die Königin von den Feinden, welche ihre Waffen auf sie zücken. Aber Marie Antoinette hat jetzt ihre ganze Ruhe und Haltung wieder angenommen. Sie steht aufrecht, zu ihrer Rechten ihre Tochter, die sich entsetzt an ihre Mutter schmiegt: zu ihrer Linken der Dauphin, welcher mit weitgesperrten Augen und erschauerter Miene das hereinströmende Volk anstarrt. Hinter der Königin die Prinzessinnen von Lamballe, von Tarente und Frau von Tourzel.

Ein Mensch mit aufgelöstem Haar, mit offener Weste hielt der Königin eine Handvoll Ruthen entgegen, welche die Aufschrift trugen: „Für Marie Antoinette.“ Ein anderer zeigte ihr eine Guillotine, der dritte einen Galgen mit der Inschrift: „Zittere, Tyrannin, Deine Stunde ist gekommen.“ Ein anderer hält ihr auf der Spitze einer Pike ein blutriesendes Menschenherz entgegen und schreit: „So sollen sie alle bluten, die Herzen der Tyrannen und der Aristokraten.“

Die Königin senkt ihr Auge nicht nieder, ihr fester Blick ruht auf den Schreienden und Heulenden, aber als dieser Mensch mit dem blutenden Herzen sich ihr nähert, da zuckt ihre Wimper, und eine Todesblässe bedeckt ihre Wangen, denn sie hat ihn erkannt, den Schuster Simon, und eine fürchterliche Ahnung sagt ihr, daß dieser Mann, der wie der Dämon des Hasses nur immer dann vor ihr erscheint, wenn ihr Leben bedroht ist, für sie ein Unglück und eine Gefahr sein wird auch für kommende Zeiten.

Aus der Ferne wälzt sich jetzt das Geschrei heran: „Es lebe Santerre! Es lebe das Faubourg Saint-Antoine! Es leben die Sans-Culottes!“

Und an der Spitze einer Schaar halbnackter Kerle stürzte der Brauer Santerre herein in der phantastischen Kleidung eines Räubers der Abruzzen, mit dem Dolch und den Pistolen im Gürtel, den breitgeränderten Hut mit den rothen Federn schief auf das braune Haar gesetzt, das wie eine Löwenmähne zu beiden Seiten seines wilden Gesichts niederfällt.

Die Königin hebt den Dauphin empor, und setzt ihn vor sich auf den Tisch und flüstert ihm leise zu: „er solle nicht weinen, sich nicht ängstigen,“ und das Kind lächelt und küßt die Hände seiner Mutter!

Jetzt stürzt ein trunkenes Weib zu dem Tisch heran, wirft eine rothe Mütze auf denselben und beschleht der Königin mit einer Todesdrohung, die Mütze aufzusetzen.

Marie Antoinette schlingt ihre beiden Arme um den Dauphin, küßt sein blondes Haar, und wendet sich ruhig an den General von Wittgenhofen, der neben ihr steht.

„Setzen Sie mir die Mütze auf,“ sagte sie, und die Weiber brüllten vor Vergnügen, während der General, bleich vor Wuth, zitternd vor Schmerz, dem Befehle der Königin gehorcht und ihr die rothe Mütze auf das Haar setzte, welches der Kummer in einer Nacht ergraut hat.

Aber nach einer Minute nimmt General von Wittgenhofen die rothe Mütze wieder von dem Haupt Marie Antoinette's und legt sie auf den Tisch.

Von allen Seiten tönt der gebieterische Schrei: „Die rothe Mütze für den Dauphin! Die Tricolore für den kleinen Veto!“

Und die Weiber rissen ihre dreifarbigten Bänder von den Mützen und warfen sie auf den Tisch.

„Wenn Du die Nation liebst,“ schrien die Weiber der Königin zu, „so setze Deinem Sohn die rothe Mütze auf.“

Die Königin winkt der Frau von Tourzel, und sie bekleidet den Dauphin mit der rothen Mütze, und schmückt mit den Bändern seinen Hals und seine Arme.

Das Kind versteht nicht, ob das ein Scherz ist, oder eine Beleidigung, und schaut mit erlautem Lächeln herein.

Santerre lehnt sich über den Tisch und schaut lachend auf die wunderliche Gruppe hin. Als aber das stolze und doch sanfte Antlitz der Königin ihm so nahe ist, als er die Schweifstropfen sieht, die unter der wolleinen Mütze über die Stirn des Dauphins niederrollen, da empfindet sogar Er Mitleid, und sich aufrichtend, vielleicht um den Blicken der Königin zu entgegen, ruft er mit rauhem Tone: „Nehmt doch dem Kinde die Mütze ab! Seht Ihr denn nicht, daß es schwitzt!“

Die Königin dankte ihm mit einem milben Blick und nahm selbst die Mütze von dem Haupte des armen Kindes.

Jetzt drängte eine Schaar wüthender Weiber sich zu dem Tische heran und sie drohten der Königin mit ihren Fäusten, und stießen wilde Verwünschungen gegen sie aus.

„Seht nur, wie stolz und verächtlich diese Oesterreicherin uns ansieht,“ schrie ein junges Weib, das in der vordersten Reihe stand. „Sie möchte uns mit ihren Augen zerschmettern, denn sie haßt uns!“

Marie Antoinette wandte sich freundlich ihnen zu. „Warum sollte ich Euch hassen?“ fragte sie mit sanfter Stimme. „Ihr haßt mich also, Ihr! Habe ich Euch denn jemals etwas zu Leide gethan?“

„Mir nicht,“ erwiderte das junge Weib, „mir nicht, aber der Nation!“

„Armes Kind,“ erwiderte die Königin sanft, „man hat es Euch gesagt, und Ihr habt es geglaubt. Welchen Nutzen könnte ich wohl davon haben, der Nation etwas Leidens zuzufügen? Ihr nennt mich die Oesterreicherin? Aber ich bin ja die Frau des Königs von Frankreich, die Mutter des Dauphins; ich bin Französin mit allen meinen Gefühlen als Gattin und Mut-

ter. Niemals werde ich das Land, in welchem ich geboren bin, wiedersehen, und nur in und durch Frankreich kann ich glücklich oder unglücklich sein. Als Ihr mich noch liebtet, da war ich glücklich!“

Sie hatte das mit weicher, rührender Stimme, mit Thränen in den Augen gesagt, und während sie sprach, war plötzlich der Lärm verstummt, waren die Frauen der Revolution plötzlich in weiche, mitfühlende Weiber verwandelt.

Thränen entfielen den Augen des jungen Weibes, das vorher so wüthend zu der Königin gesprochen. „Vergebt mir,“ sagte sie weinend, „ich kannte Euch nicht; ich sehe jetzt wohl, daß Sie nicht böse sind.“

„Nein, sie ist nicht böse,“ schrie Santerre, mit beiden Fäusten auf den Tisch schlagend, „aber die bösen Leute haben sie verführt.“

Und zum zweiten Male schlug er mit wüthenden Fäusten auf den Tisch. Marie Antoinette bebt leise in sich zusammen und hob mit einer raschen Bewegung den Dauphin von dem Tisch und stellte ihn an ihre Seite.

„Ach, Madame,“ rief Santerre lächelnd, „fürchten Sie sich doch nicht. Man will Ihnen ja nichts Böses thun! Aber denken Sie daran, daß man Sie mißbraucht, und daß es gefährlich ist, das Volk zu täuschen. Ich sage Ihnen das im Namen des Volkes. Im Uebrigen brauchen Sie sich nicht zu fürchten.“

„Ich fürchte mich auch nicht,“ sagte Marie Antoinette ruhig. „Man fürchtet sich auch niemals, wenn man unter tapferen Leuten ist!“

Und mit einer anmuthigen Bewegung reichte sie ihre Hände den Nationalgardisten dar, welche neben dem Tische standen.

Ein lauter Jubel, ein allgemeines Weisfallgeschrei folgten den Worten der Königin, die Nationalgardisten stürzten sich über die Hände der Königin und bedeckten sie mit ihren Küssen, selbst die Weiber waren gerührt und ergriffen.

„Wie muthig die Oesterreicherin ist,“ schrie die Eine.

„Wie schön der Prinz ist,“ rief die Andere.

Und Alle drängten sich herzu, um den Dauphin näher zu betrachten, um von ihm ein Lächeln, einen Blick zu erhaschen.

Die großen Augen Santerre's waren unverwandt der Königin zugewandt, und mit beiden Armen sich auf den Tisch stützend, neigte er sich zu ihr herüber, bis sein Mund dicht an ihrem Ohr war.

„Madame,“ flüsterte er, „Sie haben sehr ungeschickte Freunde, ich kenne Leute, die Ihnen besser dienen würden, die—“

Aber, als hereue er diese Regung der Theilnahme, hielt er inne, sprang zurück von dem Tisch, und befah

* Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Beauschéne I. p. 106.

mit donnernder Stimme allen Anwesenden, abzumarschiren und das Schloß zu verlassen.

Sie folgten dem Befehl, sie ordneten sich auf das Commando Santerre's und zogen in soldatischer Haltung an dem Tisch vorüber, hinter welchem die Königin mit ihren Kindern und ihren Getreuen stand.

Ein seltsamer Zug, eine seltsame Armee! Bestehend aus Männern mit Piken, Säcken und Schaufeln bewaffnet, aus Weibern mit Messern und Scheeren in den hochgeschwungenen Händen, und alle die wilden, lachenden, höhnenenden oder theilnahmsvollen Gesichter der Königin zugewandt, die ruhigen Augen, sanften Blickes, die Grüße der Vorüberziehenden mit freundlichem Kopfnicken erwidert.

Inzwischen war endlich die lange verzögerte Hilfe auch für den König herbeigekommen; die Nationalgardisten hatten das wüthende Volk beschwichtigt und den großen Empfangssaal besetzt, in welchem Ludwig sich befand. Der Maire von Paris, Pétion, war endlich selbst herbeigekommen, und mit lautem Jubel von der Menge begrüßt, die hinter den Nationalgardisten den ganzen Raum des Saales einnahm, näherte er sich dem König.

„Sire,“ sagte er, „ich habe eben erst erfahren, was hier vorgeht.“

„Das wundert mich,“ erwiderte der König mit einem vorwurfsvollen Blick, „der Maire von Paris sollte wohl früher von diesem Tumult gehört haben, der jetzt schon drei Stunden dauert.“

„Aber jetzt ist er zu Ende, Sire, denn ich bin da,“ rief Pétion mit stolzer Miene. „Sie haben jetzt nichts mehr zu fürchten, Sire!“

„Zu fürchten,“ wiederholte Ludwig mit einem stolzen Achselzucken. „Wenn der Mensch ein ruhiges Gewissen hat, fürchtet er sich nicht. Fühlt einmal,“ fuhr er fort, indem er die Hand des Grenadiers nahm, welcher an seiner Seite stand, „legt Eure Hand auf mein Herz, und sagt diesem Manne, ob es schneller schlägt.“

Pétion wandte sich jetzt an das Volk und ermahnte es, sich zu entfernen. „Bürger und Bürgerinnen,“ sagte er, „Ihr habt den Tag heute früh mit Würde und Weisheit begonnen, Ihr habt bewiesen, daß Ihr frei seid. Beendet jetzt den Tag, wie Ihr ihn begonnen. Gehet friedlich auseinander, macht es wie ich, kehrt heim in Eure Häuser und gehet zu Bette!“

* Die eigenen Worte des Königs. Der Grenadier, dessen Hand der König nahm, hieß Kalanne. Er ward später im zweiten Jahre der „einigen und untheilbaren Republik“ zum Tode durch die Guillotine verurtheilt, weil, wie es in dem Todesurtheil hieß, er am 20. Juni 1792 sich als gemeiner Diener der Tyrannie erwiesen habe, indem er sich zu andern Bürgern verrüthete, daß Capet seine Hand genommen, sie auf sein Herz gelegt und gesagt hätte: „Fühle, mein Freund, ob es schneller schlägt.“ Siehe: Hue: Dernières années de Louis XVI. p. 180.

Die Menge, geschmeichelt von Pétion's Lobeserhebungen, fing an, sich zurückzuziehen, und die Nationalgardisten geleiteten den König in das große Rathscabinet, wo eine Deputation der National-Versammlung erschien, um den König zu begrüßen.

„Wo ist die Königin, wo sind die Kinder,“ rief der König, indem er erschöpft, todesmatt auf einen Stuhl niedersank.

Seine Cavaliere eilten fort, sie zu holen, und bald trat die Königin mit ihren Kindern ein. Mit ausgedehnten Armen eilte Marie Antoinette zu dem Gemahl hin, und lange hielten sich Beide innig umschlungen.

„Papa König,“ rief der Dauphin, „gieb mir auch einen Kuß! Ich habe es verdient, denn ich bin tapfer gewesen und habe nicht geweint, als die Leute mir die rothe Mütze aufgesetzt haben.“

Der König neigte sich zu dem Kinde nieder und küßte sein goldenes Haar, und drückte dann die Tochter, die sich zärtlich an ihn schmiegte, an sein Herz.

Die Deputirten umstanden mit neugierigen Blicken die Gruppe der königlichen Familie, der es nicht einmal vergönnt war, nach so herzerschütternder, so furchtbarer Todesgefahr sich ohne Zeugen wieder zu umarmen und Gott zu danken für ihre Rettung.

„Gestehen Sie, Madame,“ sagte einer der Deputirten, sich in vertraulichem Tone an Marie Antoinette wendend, „gestehen Sie, daß Sie große Angst ausgestanden haben.“

„Nein, Monsieur,“ erwiderte die Königin, „ich habe mich nicht geängstigt; aber ich habe schmerzlich gelitten, weil ich von dem König getrennt war in einem Moment, da sein Leben bedroht war. Ich hatte indessen zum Mindesten meine Kinder bei mir, und konnte doch also Eine meiner Pflichten erfüllen.“

„Ich will nicht Alles entschuldigen, was heute geschehen,“ sagte der Deputirte achselzuckend. „Aber gestehen Sie wenigstens, Madame, daß das Volk sich sehr gut benommen hat.“

„Monsieur, der König und ich, wir sind überzeugt von der natürlichen Güte des Volkes; es wird nur schlecht, wenn man es irre leitet.“

Einige andere Deputirte hatten sich dem Dauphin genähert, und richteten verschiedene Fragen an ihn, um sich von seinem so viel gerühmten Verstande und seinem früh entwickelten Geiste zu überzeugen.

Einer dieser Herren, indem er von dem heutigen Tage sprach, verglich denselben mit der Bartholomäus-Nacht.

„Der Vergleich paßt nicht,“ rief ein Anderer unwillig. „Hier ist kein Carl der Neunte.“

„Und auch keine Katharina von Medicis,“ sagte der Dauphin rasch, indem er die Hand der Königin an seine Lippen drückte.

„Oh, seht den kleinen Gelehrten,“ riefen die